

Es gilt das gesprochene Wort!
Sperrfrist: Freitag, 11. April 2025, 18.00 Uhr

Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck
Katholischer Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr

**Predigt im Pontifikalamt am Freitag der 5. Fastenwoche –
Tag der Besinnung für Admirale und Generale
Freitag, 11. April 2025, 18:00 Uhr – Rosenkranz Basilika, Berlin**

Texte: Jer 20,10-13;
Joh 10,31-42.

Liebe Mitbrüder im geistlichen Amt,
liebe Schwestern und Brüder,
liebe Soldatinnen und Soldaten!

I.

Das Jahr 325 spielt für das Christentum eine wichtige Rolle. Es versammeln sich im Sommersitz des römischen Kaisers Konstantin Bischöfe der erstmals öffentlich anerkannten Kirche und formulieren das seitdem (mit einigen Zusätzen) verbindliche Glaubensbekenntnis von Nicäa, so der Name des Sommersitzes des römischen Kaisers an der Schwarzmeerküste der Türkei. Es ist heute schwer vorstellbar, dass damals wegen der Formulierung dieser Texte die Gemüter oft sehr erhitzt und die Streitereien um die rechte Formulierung groß sind. Vor allem geht es um das innerste Zentrum des christlichen Glaubens, nämlich um den Gott, der in Jesus Christus Mensch geworden ist: Gott, der Schöpfer, als der Ursprung allen Seins, und Gott, der Heilige Geist, als die Kraft, die alles Sein durchwirkt, wird erkennbar als Mensch in Jesus von Nazareth, dem Christus. Es ist dabei die große denkerische und spirituelle Aufgabe zu bewältigen, zu beschreiben, dass wir Christen an den Gott glauben, der Mensch wird (ohne Sünde) und in seiner Menschlichkeit der Gott ist, der uns in seine Nachfolge ruft.

II.

Bedeutsam ist, dass das Christentum schon damals fähig ist, in einem knappen Text zu formulieren, was wir bis heute glauben und bis heute gilt: Der christliche Glaube ist sprachfähig und sprechfähig. Er ist durchdrungen vom Geheimnis des Wortes, von dem der Beginn des Johannesevangeliums sagt: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott“ (Joh 1,1). Von hier aus, im Verbund mit dem Leben und dem Glaubenszeugnis Jesu selbst, wird verstehbar, warum das Lebenszeugnis des Glaubens immer auch das Bekenntniszeugnis des Glaubenden ist. Solches darf nicht auseinanderfallen, weil sonst sprichwörtliche Ungläubigkeit und Unglaubwürdigkeit die Folge sind. Bis heute gilt darum: Die Sprachfähigkeit des Glaubens ist Ausdruck der Glaubwürdigkeit der Glaubenden. Und die Glaubwürdigkeit der Glaubenden hängt existenziell davon ab, der Ausdruck des Glaubens selbst zu sein.

Nachdem zudem noch auf dem Konzil von Konstantinopel im Jahre 381 letzte Zusätze und Eintragungen hinzugefügt werden, ist dieses Glaubensbekenntnis als so genanntes „Apostolicum“ durch die Taufpraxis ab dem 10. Jahrhundert in der Kirche maßgeblich geworden.

III.

Alle großen Texte, so auch die Glaubensbekenntnisse, sind immer Ergebnis von harten Auseinandersetzungen und Deutungsalternativen, die miteinander ringen und schließlich entschieden werden müssen. Wir erleben das bis heute daran, dass wir unseren Glauben an Jesus Christus immer wieder neu in die Zeiten, in denen wir leben, hinein ausbuchstabieren und zugleich auch mit unserer eigenen Person verknüpfen müssen. Hierbei gilt zwar, dass der Maßstab vorgegeben ist, aber der Deutehorizont mit uns und damit auch unserer Verantwortung zusammenhängt. Der Reiz dieser Texte liegt darin, sich in vielen Jahrhunderten bewährt zu haben. Jene Herausforderung besteht darin, sie immer wieder auf die Zeiten hin auszulegen, in denen wir leben und darin eine Bekenntnis- und Glaubensgemeinschaft bilden.

Im antiken Christentum ist deswegen viel gestritten worden. Solches gehört auch zu unseren sich immer mehr ganz neu aufstellenden Welten, die vor allem heute durch Digitalität und verschiedene Formen von Philosophien und Lebensüberzeugungen gekennzeichnet sind. Bedeutsam für das Glaubensbekenntnis von 325 ist besonders, dass es das Verhältnis Jesu zu

Gott, seinem Vater, bestimmt hat. Es ist klar, dass es keine Unterordnung Jesu unter den Vater geben kann, sondern dass darauf zu bestehen ist, dass Vater und Sohn „wesenseins“ sind, geht es doch dabei um die Bedeutung der Person Jesu Christi für uns. Dabei ist es weder willkürlich noch unerheblich, wie dieser Zusammenhang verstanden und interpretiert wird. Denn wenn Gott selbst als Mensch in die Geschichte eingegangen ist und er in der Gestalt eines Menschen zum Leben ermutigen, weil zu mehr Gerechtigkeit auffordern kann und zur Verheißung ewigen Lebens selbst geworden ist, ist damit eine Grundlage gegeben, dass der Mensch auf ganz neue Weise auf einen Gott vertraut, der nicht aus himmlischen Höhen und weiter Distanz auf das Menschengeschick und sein Schicksal schaut, sondern uns in Jesus von Nazareth, dem Christus, näher kommt, als wir selber es von uns aus können.

IV.

Wer sich mit den Debatten der damaligen Zeit, wie wir es im Studium der Theologie tun, beschäftigt, wird feststellen, dass diese der heutigen Welt ziemlich fremd sind. Das gehört zu jeder Traditionsbildung und bleibt das ebenso Herausforderungsvolle. Bedeutsam ist zudem, dass damals wahrscheinlich die großen Debatten in den Städten geführt werden, sind doch die Anfänge des Christentums städtisch. Schon deswegen müssen sie sich auch auf dem Forum, also den Märkten, vor den anderen Göttern der Antike und anderen Lebensentwürfen bewähren. Es gibt eine schöne Geschichte des heiligen Gregor von Nazianz, einem der Kirchenväter der damaligen Zeit, der davon berichtet, dass selbst auf den Märkten über die Frage philosophiert wird, wie Jesus denn in die Welt gekommen ist als Sohn des Vaters von Ewigkeit her und wie das zu verstehen ist. Es wird also in den Anfängen des Christentums heftig debattiert und gestritten.

Wenn das heute auch weiterhin der Fall bleibt, muss das nicht schlecht sein. Spirituelle und intellektuelle Klärungen schaden niemanden. Außerdem dürfen wir nicht vergessen, dass die hohe Kulturleistung der ersten Christengenerationen gerade im Blick auf die Würde des Menschen als solchen und mit dem Blick auf die Ehrfurcht vor dem Tod und dem Begräbnis der Toten, was damals nicht selbstverständlich ist, nicht unterschätzt werden können. In einer Zeit, in welcher der Tod allgegenwärtig ist, ist die Gewissheit auf eine würdige Grablegung mehr als großartig. Selbst bei aller Vieldeutigkeit, die das Christentum geschichtlich gezeigt hat und bis heute zeigt, darf diese sozialpolitische und sozialetische Bilanz seit den frühen Anfängen nicht unterschätzt werden. Die sozial-caritative Kraft unserer christlichen Glaubensüberzeugung

sowohl im spontanen Handeln von einzelnen Menschen, als auch von Institutionen, bleibt ein Glaubwürdigkeitskriterium für das Christentum weit über das Glaubensbekenntnis hinaus.

V.

Dabei will ich heute nur auf einen einzigen Punkt aufmerksam machen, nämlich dass uns Gott nicht einfach irgendetwas offenbart und so zeigt, wer er ist, sondern dass wir im christlichen Glauben bekennen und sagen, dass Gott sich selbst offenbart. Selbst wenn wir einsehen, dass die menschliche Kraft des Denkens und der Vernunft immer auch Grenzen hat, vor allem, wenn wir versuchen, uns einen Begriff von Gott zu machen, bleibt doch Gott ein bleibendes Geheimnis, so hängen doch unsere bestimmten Aussagen über Gott im Glaubensbekenntnis vom Glauben an die Menschwerdung Gottes ab und damit zusammen. Wir können als Christen mehr über Gott sagen als viele andere, weil wir von der Offenbarung her überzeugt sind: In Jesus Christus ist Gott als Mensch unter uns. Und weil der lebendige Gott, der Vater, immer bei uns bleiben will, ist Jesus Christus selbst, als der Sohn Gottes, seine bleibende Gegenwart in unserer Welt, die in der Kraft des Hl. Geistes allen erschlossen werden kann und sich erschließt.

Dies zeigt sich besonders daran, dass sich das Bewusstsein Jesu, ein freier Mensch zu sein, darin äußert, dass er in einer Weise vertrauend auf Gott, seinen Vater, gelebt hat, die nur ihm möglich ist und dass er doch zugleich unter den Bedingungen der Geschichte am Ende mit „Tränen und Geschrei“ (vgl. Hebr 5,7) stirbt. Jesus ist dabei einerseits voll und ganz Mensch seiner Zeit und andererseits in seinem konkreten Menschsein ganz von Gott her zu verstehen, weil er zeigt, dass er sich ganz auf Gott verlässt, auch noch im Abgrund der Verlassenheit des Leidens. Der für uns so eingängige wie bekannte Satz, dass Gott die Liebe ist (vgl. 1 Joh 4,16) bringt auf den Punkt, was genau dieses Verhältnis zwischen Gott, dem Vater, und Jesus, seinem Sohn, zum Ausdruck bringt. Es geht auch darum, sein Geschick vom Ende seines Lebens her zu verstehen, dass in aller Brutalität, die er erfährt, eine Todesstunde im vollkommenen Dunkel der Geschichte ist. Es ist der frühe Glaube an den Auferstandenen, der dem sterbenden Jesus mit Psalm 22 das Wort „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ in den Mund legt. Hier scheint die Perspektive der Hoffnung auf, die aus einem Glauben kommt, dass selbst dieser brutale Tod nicht das Ende ist, sondern das Ende des Endes. Wichtig bleibt darum die Botschaft Jesu, gerade am Ende, dass er zu einem Gottglauben ermutigt, der sich an die Seite der Armen und Benachteiligten stellt und ein Reich der Gerechtigkeit, der Barmherzigkeit und des Friedens aufrichten will. Es ist Jesu

tiefste Überzeugung, dass, wenn nicht Gott, dann niemand den Verlauf der Geschichte umkehren und das wirklich Gute wirken kann. Darin begründet sich sein Verzicht auf jede Form von Gewalt. Jesus riskiert entsprechend seinen Tod um der Botschaft Gottes willen, der nichts unversucht lässt, um den Menschen für sich zu gewinnen durch Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Freiheit, um durch ein tiefes Vertrauen auf Gott sich selbst zu bewahrheiten. Es ist immer Jesus selbst, der mit aller Konsequenz darauf hofft, dass sich ihm Gott, der Vater, rettend zeigt, obwohl er sich in fast allem als passiv erfahren muss. Das gilt erst recht, wenn wir als Christen im Glauben sagen, dass der gekreuzigte Jesus von den Toten auferweckt wird, also neu lebt und dass das zunächst einige, dann aber immer mehr Menschen dazu führt, diesen Glauben zu teilen, weil er ein ewiges Leben verspricht, das reines Geschenk ist. Auf der einen Seite glauben wir eben an den Gott als Mensch, der uns in Jesus lehrt, das ganze Leben an Gott, dem Vater, auszurichten und darauf zu vertrauen, dass wahr ist, dass sich dieser Gott Israels zu dem Gekreuzigten bekannt hat und ihn vom Tode auferweckt. Jeder von uns, der mit dem Credo mit innerer Überzeugung sagt, dass der Gekreuzigte auferstanden ist, muss jedoch auf der anderen Seite über den so genannten breiten Graben des Glaubens springen, da eben gilt, dass der Glaube ist, was er sagt: „eben ein Glaube“. Dieser Glaube aber hält sich an die Schrift und an die Verheißungen, die damit gegeben sind und im Credo zu einer Zukunftshoffnung werden, weil wir Christen auf einen Gott setzen, der Zukunft schafft.

VI.

Was dies nun konsequent heißt, das zeigt sich in der Welt, in der wir heute leben, daran, dass von Jesus her mit der unbedingten Einzigartigkeit seines Menschseins die Überzeugung wächst, dass jeder Mensch als von Gott Geschaffener einzigartig mit einer Würde bekleidet ist, die ihm niemand nehmen kann. Die Universalität der Menschenrechte, nicht zuletzt für die, für die wir in den Gefährdungen der Demokratie, der Rechtsstaatlichkeit und der Freiheit heute eintreten, haben hier einen tiefen Grund. Wir bekennen also nicht nur einfach fromm unseren Glauben, sondern wir bezeugen unseren Glauben durch den Einsatz für die Menschen, und zwar unbedingt.

So wird deswegen auch deutlicher, was es bedeuten kann, dass im Tod Jesu und in seinem Tun für uns Menschen aus Liebe der Grund gelegt ist für die Vergebung der Sünden. Das hat mit der Frage zu tun, wie es einem Menschen klar wird, was er getan hat, nie aber hätte tun dürfen. Solcher Taten gibt es nicht wenige. Immerhin ist es bedeutsam, dass dies gelingt, dass das, was

als Schuld eingesehen, hoffentlich auch bekannt und bereut wird, dann in eins damit zu einer Schuld vor Gott wird und damit zur Sünde. In all' diesen Fragen zeigt sich, wie relevant und bedeutsam es ist, dass wir Christen an den Gott glauben, der in Jesus als Mensch unter uns gelebt und gelitten hat, gestorben ist und begraben wurde, der aber, so unser Glaube, im Modus der Hoffnung von den Toten auferstand, weil Gott nicht das, was zu ihm gehört, im Tode lässt.

Darum auch ist es bedeutsam, gerade auch angesichts der Aufgaben der Bundeswehr, für Freiheit, Leben und die Würde der Menschen einzutreten und das nötigenfalls so, dass anderer Gewalt kein Raum gelassen wird, die zum Tode führt. Dass sich so an uns die Erfahrung von Ostern bewährt, die dem gekreuzigten Jesus von Nazareth widerfährt, der selbst ein qualvoll bitteres Ende erleben muss, aber am Ende zur Wirklichkeit der alternativen Zukunft des Menschen wird, nämlich einer Zukunft mit Gott, der Leben verheißt und nicht in das definitive Nichts führt. Genau darum leben wir heute mit Gott, um es in einem poetischen Sinne zu sagen, in Freundschaft, der uns einen Weg weist, der ins Leben führt, ganz gleich welchen Herausforderungen wir gegenüberzutreten haben und welche Konsequenzen sich daraus zeitigen.

So also kann aus dem Glaubensbekenntnis von Nicäa mit seinen 1700 Jahren ein lebendiges Glaubenszeugnis heute werden. In Jesus von Nazareth, dem Christus, ist Gott als Mensch unter uns. Wir erkennen so Gottes Wille, dass kein Mensch ohne Würde bleibt und auch nicht ohne Freiheit und Rechte, die alle ihren Ursprung in Gott selbst haben. Das ist das, was wir nicht nur als Christen in unsere Gesellschaft eintragen, sondern sehr konkret auch in den immer wieder zu reflektierenden Alltag der Bundeswehr mit allen ihren Herausforderungen. Wir bleiben Befragte, damit wir in Freiheit mehr und tiefer glauben. Amen.